

J. J. Hatt, Les Monuments funéraires gallo-romains du Comminges et du Couserans. Toulouse 1945. 86 S., 10 Abb., 29 Taf.

J. J. Hatt, La Tombe gallo-romaine. Presses Universitaires de France, Paris 1951. 340 S., 8 Taf., 11 Karten.

Trotz der kaum übersehbaren Fülle der auf uns gekommenen Denkmäler römischer Grabmalkunst wie antiker Grabmalkunst überhaupt — sie bilden wohl, wenn man von mobilem Gerät absieht, die reichste aller Denkmälerklassen des Altertums — ist an systematischen, formen- und bedeutungsgeschichtlichen Untersuchungen auf diesem Gebiete kein Überfluß. Ja selbst die Sammlung des Materials zum Zwecke einer zuverlässigen Übersicht ist erst für wenige Gattungen wie etwa die attischen Grabstelen, die etruskischen Aschenkisten oder die antiken Sarkophage und auch da unter Beschränkung auf den figürlichen Bildschmuck besorgt und keineswegs abgeschlossen. So sind einschlägige Neuerscheinungen nur zu begrüßen, freilich auch daraufhin zu prüfen, wie weit sie unsere noch sehr lückenhafte Kenntnis erweitern und vertiefen.

Der Verf. der beiden Bücher, auf die hier hingewiesen werden soll, verdankt die erste Anregung dazu vermutlich der ihm durch seine elsässische Heimat früh vermittelten Bekanntschaft mit einer durch ihre Form auffälligen Gruppe von kleinen Grabmälern, den sog. Hausgrabsteinen des nördlichen Wasgenwaldes, die 1914 von A. Fuchs und dann 1927 von E. Linckeheld in seinem Buche über „Les stèles funéraires en forme de maison chez les Médiomatriques et en Gaule“ behandelt wurden mit dem Bemühen, sie als eine spezifisch gallische Grabmalform zu erweisen (*l'esprit gaulois a su trouver une forme propre pour exprimer sa pensée*). Dadurch wohl ist der Verf. veranlaßt worden, sich mit einer nicht minder ungewöhnlichen Gruppe von Grabdenkmälern der Convenae und Consorani in den nördlichen Pyrenäentälern zu beschäftigen und auch hier vor allem dem Nachleben vorrömischer, bes. keltischer Elemente in der römischen Provinzialkultur nachzuspüren. Nachdem er schon in der *Rev. Arch.* 1941 einen kurzen Vorbericht „Sur quelques monuments funéraires gallo-romains des Pyrénées“ gegeben, legte er in den *Annales du Midi* 1945 eine ausführliche Studie vor, die gleichzeitig als Buch erschienen ist. Sie bringt zunächst eine Liste der ihm bekannt gewordenen Denkmäler, es folgen Erörterungen über die Chronologie der einzelnen Typen sowie ihrer Entwicklung, und den Abschluß bildet eine Folge von kleineren Abschnitten über die Jenseitsvorstellungen, die sich aus den Denkmälern erschließen lassen.

Zu der Denkmälerliste scheint mir vorweg bemerkenswert, daß von den 122 Nummern fast 100 neu, d. h. nicht in dem *Recueil des Bas-Reliefs* von Espérandieu enthalten sind. Dabei sind ungewöhnliche Stücke, die Espérandieu nur erwähnt, nicht aber abgebildet hat, wie etwa eine Stele mit neun Büsten in Benqué-dessous immer noch nicht miterfaßt. Andere Denkmäler, und sicher nicht wenige, sind sogar mit Absicht unberücksichtigt geblieben, nämlich die Sarkophage, deren Bruchstücke nach des Verf. Zeugnis in den Kirchen des Landes sehr häufig sind. Sie sind hier erst mit der Sitte der Leichenbestattung gegen Ende des 3. Jahrh., spätestens natürlich mit der Christianisierung üblich geworden und scheinen den Verf. wohl deshalb weniger zu interessieren, weil sie durch Stil und Inhalt ihres Bildschmucks grundverschieden sind (*différent profondément*) von den Aschenkisten und dem darin konservierten alten Keltengeist, dem seine ganze Liebe gehört. So verdienstlich nun die Bekanntgabe so vieler neuer Denkmäler an sich ist, so bleibt im einzelnen doch manches zu wünschen übrig. Das liegt wohl in erster Linie daran, daß Verf., wie es scheint, die Denkmäler gar nicht alle selber gesehen hat, sondern auf Fotos und schriftliche oder mündliche Mitteilungen anderer angewiesen war. Wenigstens habe ich nach Auskunft darüber vergebens gesucht. Es wäre jedenfalls die einfachste Erklärung dafür, daß die Beschreibung Wünschenswertes vermissen läßt. So fehlen oft alle Maßangaben, bei den Aschenkisten erfährt man nichts

über Form und Größe des Hohlraumes, ebenso bei den zugehörigen Deckeln, wenn sie überhaupt auf der Unterseite ausgehöhlt und nicht völlig massiv sind. So bleibt es ungewiß, ob Nr. 97 wirklich eine Aschenkiste ist oder nicht doch eine „Stele“, wie das Stück von Espérandieu bezeichnet wurde, denn es ist an sich ja durchaus denkbar, daß es hier neben wirklichen Aschenkisten auch massive Cippi in der Form von Aschenkisten gegeben hat wie etwa in Metz. Auch gibt die Beschreibung keine Auskunft über wichtige Einzelheiten, die aus den fotografischen Abbildungen zu entnehmen oder wenigstens zu erahnen sind, so z. B. über den niedrigen Sockel, auf dem die Aschenkiste Nr. 106 ruht, sowie über die höchst merkwürdige Öffnung in Form einer Rundbogentür, die an einer Langseite der Aschenkiste Nr. 74 zu sehen ist. Ferner glaube ich auf der besseren Abbildung von Nr. 35 in der *Rev. Arch.* deutliche Spuren einer Inschrift zu erkennen, von der im Text nicht die Rede ist. Andererseits möchte man bei Nr. 14 die Angaben über die Rückseite der Platte durch eine Zeichnung verdeutlicht sehen, denn das Stück ist dadurch von besonderer Bedeutung, daß Vorrichtungen an der Rückseite seine Verwendung als Frontseite einer aus Platten zusammengesetzten Aschenkiste vermuten lassen. Die beigegebenen Abbildungen bilden kaum einen Ersatz für solche Mängel der Beschreibung. Das wäre an sich sehr wohl möglich, wenn die Denkmäler grundsätzlich maßgerecht gezeichnet oder meinetwegen auch nur perspektivisch, aber mit Maßangaben skizziert und nicht lediglich fotografisch aufgenommen worden wären und das dazu recht mäßig. Wenn solche Fotos dann noch unzureichend reproduziert werden wie in diesem Falle, so erfüllen sie jedenfalls ihren Zweck weit weniger als Zeichnungen, mögen diese auch noch so skizzenhaft sein wie die wenigen, die hier in Strichätzung wiedergegeben sind und immerhin das Gegenständliche klar erkennen lassen, so daß sie den beschreibenden Text entlasten, d. h. die Detailbeschreibung ersetzen.

Es ist vielleicht nicht unnütz, einige grundsätzliche Bemerkungen zur Methode archäologischer Denkmälerpublikation hier einzuflechten. Dazu gehören natürlich nach wie vor Abbildungen, die nicht nur die Aufgabe haben, einen mehr oder weniger zuverlässigen Eindruck vom Stil oder künstlerischen Charakter zu vermitteln — das scheint mir auch nur bei Kunstwerken von persönlicher Prägung notwendig, nicht aber bei allen handwerklichen Erzeugnissen sogenannter Volkskunst —, sondern vor allem das Gegenständliche deutlich und klar erkennen zu lassen. Denn die Archäologie ist von jeher mehr als sog. Kunstgeschichte, d. h. Formen- oder Stilgeschichte, sie ist die Wissenschaft von den gegenständlichen oder monumentalen Quellen der Geschichte und ergänzt so die Philologie, die es mit den Schriftquellen zu tun hat. Diese Denkmäler im engeren Sinne können ebenso wie die Schriftquellen Auskunft über die verschiedensten Seiten einer Kultur geben, nicht nur über Geschmack und Formgefühl, und deshalb müssen bei ihrer Bekanntgabe alle Fragen berücksichtigt werden, auf die sie möglicherweise Antwort geben können. Dazu aber reicht die Fotografie in vielen Fällen gar nicht aus und hat überdies den Nachteil, daß sie sich weniger gut und zuverlässig reproduzieren läßt als die Strichzeichnung. Das war den Archäologen vor 50 Jahren noch sehr wohl bewußt, und daher sind für das griechische Terrakottencorpus noch Tausende von solchen Figuren von F. Winter persönlich gezeichnet und darnach abgebildet worden, ebenso wie etwa im Limeswerk alle Namensstempel sowie der Bildschmuck auf Sigillatageschirr zeichnerisch und nicht nach Fotos wiedergegeben sind. Und wem die unterschiedliche Brauchbarkeit von Zeichnung einerseits und Fotografie andererseits bei der Publikation von Steindenkmälern nicht gleich einleuchten will, der vergleiche etwa das *Lapidarium Septentrionale* von Bruce (1875) mit den *Inscriptiones Bajuvariae Romanae* von Vollmer (1915). In dem älteren Werke geben die in Holzschnitt reproduzierten Zeichnungen die Steine oft in Schrägansicht, d. h. in ihrer Körperlichkeit so erschöpfend

wie nur möglich wieder, während die in Lichtdruck reproduzierten Fotos bei Vollmer oft an Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen und in Zweifelsfällen zu Nachfragen bei den Museumsverwaltungen nötigen, die nach den inzwischen erfolgten Verlusten durch den Bombenkrieg wie etwa in München heute nicht einmal mehr beantwortet werden können und zu spät erkennen lassen, was da versäumt worden ist. Nicht minder lehrreich scheint mir ein Vergleich der Northumbrian Crosses von W. G. Collingwood (1927) mit Gotlands Bildsteinen von S. Lindquist (1941/42). Der Engländer hat auf Fotos von vornherein verzichtet und gibt nur Zeichnungen, die, in jahrelanger Arbeit von ihm selber gefertigt, das oft komplizierte Ornament immer klar erkennen lassen. Lindquist dagegen benutzt fast überall Fotos als Vorlagen, hat sich aber oft genötigt gesehen, daneben noch Zeichnungen zu geben, wenn nicht neuerliche Bemalung der mehr oder weniger verwitterten Steine ihren Bildschmuck mit hinreichender Klarheit erkennen läßt. So lehrt die Erfahrung immer wieder, daß überall, wo es auf die Kenntnis des Gegenständlichen ankommt, die Zeichnung kaum zu entbehren ist. Denn indem sie zwangsläufig vereinfacht und das Zufällige fortläßt, kann sie sich auf das Wesentliche beschränken und hat überdies den Vorzug, einprägsamer zu sein als die Fotografie, bei der Zufälligkeiten der Beleuchtung und sonstiger Art oft ungünstig wirken und nicht klar erkennen lassen, was man wissen will. Natürlich erfordert die Zeichnung mehr Mühe, ein scharfes Zusehen und peinliche Gewissenhaftigkeit, dazu viel Übung und wirkliches Können. Es sind das Dinge, die in den letzten Jahrzehnten fortschreitender Technisierung und Mechanisierung, die nur zu leicht zu Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit verführen, weitgehend verloren gegangen sind. So scheint mir die Forderung unausweichlich: wir müssen zur Kunst des Zeichnens zurückkehren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, das solide und unentbehrliche Fundament aller archäologischen Forschung in Gestalt erschöpfender Bestandsaufnahme der Denkmäler unter den Füßen zu verlieren. Darauf hinzuweisen scheint mir auch deshalb nicht unnützlich, weil ich fürchte, daß die heute üblich gewordene Bevorzugung der Fotografie gegenüber der Zeichnung weniger in einem Nichtkönnen als in einem Nichtwollen begründet ist, d. h. daß mancher Archäologe gar nicht mehr weiß, welche Unzulänglichkeiten der Fotografie anhaften und daß es überhaupt bessere Möglichkeiten der Abbildung gibt.

Doch zurück zu unserer Denkmälerliste. Für deren Anordnung waren maßgebend 1) la date, 2) la structure, 3) la forme, 4) l'ornamentation. Abgesehen davon, daß das an erster Stelle genannte Kriterium des Alters selten unmittelbar gegeben ist, vielmehr meist auf mehr oder weniger gut begründeter Vermutung beruht, sind diese Gesichtspunkte so verschiedenartig, daß sie hier zu einer Aufteilung in 15 Serien (A—P) geführt haben. Dabei ist die natürliche und gewollte Einheit von Denkmälern wie den Aschenkisten einfach aufgelöst, und deren Deckel erscheinen in besonderen Serien zusammengefaßt. Das ist nun keinesfalls sinnvoll und eine Gliederung nach Form und praktischer Funktion der Denkmäler wäre einfacher und übersichtlicher gewesen. Dann hätte sich auch die Notwendigkeit ergeben, das Problem der „plaques funéraires“ wirklich zu klären, vermutlich im Sinne einer besonderen Gruppe von Plattenkisten neben den monolithen Kisten, und der Deckel Nr. 57 hätte die ihm gebührende Sonderstellung gefunden, denn er läßt auf einen Kistentypus in Form eines Naos prostylos schließen, wie er bisher m. W. nur durch ähnliche Kistendeckel in Dalmatien bekannt ist (vgl. C. Patsch, *Wiss. Mitt. aus Bosnien u. d. Herzegowina* 11, 1908, 131). Die Funktion der „Vorhalle“ bei diesem Typus ist gar nicht erörtert, sie dürfte dieselbe gewesen sein wie die der Nische im unteren Teil der Stelen Nr. 115—121. Diese Nische, die ähnlich auch in anderen Gegenden vorkommt (vgl. Haug-Sixt, *Die röm. Inschriften und Bildwerke Württembergs* [1900] 118 Nr. 152) sollte nach Meinung des Verf. die Knochenreste aufnehmen, scheint mir dazu aber denkbar ungeeignet mangels ausreichender Tiefe und jeg-

licher Spuren einer Verschußplatte, die unbedingt erwartet werden müßte. Viel einfacher scheint mir da die Annahme, daß es sich um eine Opfernische handelt, die etwa der Aufstellung von Kerzen oder Lampen zum Verbrennen von Räucherwerk dienen sollte, wozu entsprechende Nischen im Sockel chinesischer Opferschreine zu vergleichen wären (Boerschmann, Chinesische Architektur 2 [1925] 17 f. Taf. 225).

Auch sonst ist der Denkmälerkatalog gelegentlich mit Interpretation belastet, die der historischen Erläuterung vorgreift und noch dazu oft fragwürdig ist. Das gilt namentlich von den Aschenkisten bzw. Frontplatten und Deckeln solcher Kisten (Nr. 48 ff.), in denen angeblich landesübliche Wohnhäuser nach- oder abgebildet sein sollen. Zwar kommt Verf. im zweiten Abschnitt seiner Arbeit, wo er das Problem der Chronologie und zuletzt die schriftlosen Denkmäler behandelt, ausführlicher auf diese symbolgeschichtliche Ausdeutung der Aschenkisten zurück — er bezeichnet sie da als eine lokale Variante der gallo-römischen „*stèle-maison*“ —, doch bleibt er eine stichhaltige Begründung dafür schuldig. Ihn beherrschen dieselben Vorstellungen um einen „Hausgedanken“ in der antiken Grabmalkunst, die von anderen Autoren wie namentlich F. Behn, E. Linckeheld und J. Wiesner her bekannt, aber deshalb nicht richtiger sind. Ich habe mich schon früher mehrfach gegen derartige Spekulationen gewendet und darf dazu jetzt auf einen Beitrag zum Niederrhein. Jahrb. 3, 1951, 30 ff. Bezug nehmen. Hier möchte ich nur noch einmal davor warnen, in solchen „hausähnlichen“ Grabmalformen ein spezifisch keltisches Volkserbe („*l'idée celtique d'assimiler la tombe à la maison*“) zu sehen, denn sie sind ja keineswegs auf das ehemalige Gallien und andere früher von Kelten besiedelte Gebiete beschränkt, sondern begegnen ebenso oder ganz ähnlich vor den Toren Roms in Ostia bzw. Portus, in Sardinien (Museum Cagliari), in Nordafrika und selbst in Palästina, wo die zahlreich erhaltenen Ossuare nicht nur dieselben Deckelformen zeigen, sondern auch dieselbe primitive Ornamentik geometrischen Stils, vornehmlich Kreise, Rosetten und Wirbel, auch Friese von sich überschneidenden Halbkreisen usw. Das sind geläufige Elemente sog. Volkskunst, die weit über ehemals keltisches Gebiet hinaus verbreitet sind und im bäuerlichen Kunsthandwerk bis heute fortleben. Auch wenn Verf. die m. W. sonst nicht bekannte Grabmalform der Plattenkiste an den vorrömischen Gebrauch ähnlicher Plattenkisten unter dem Grabhügel anknüpfen und darin keltisches Volkserbe sehen möchte, so ist das reine Hypothese, die schon deshalb der Wahrscheinlichkeit entbehrt, weil die vorrömische Plattenkiste gar nicht auf Sicht berechnet, also nicht Denkmal war.

Wie hier so zeigt sich die keltophile Tendenz des Verf. auch im dritten und letzten Teil seiner Arbeit, der die Grabmäler religionsgeschichtlich auszuwerten sucht. Bei dem Eponabild von Agassac (Nr. 23) wird eine spezifisch keltische Jenseitsvorstellung natürlich nicht bestritten werden, aber schon die Astralsymbolik ist sehr viel weiter verbreitet — was Verf. selber zugibt —, und daß in den Bildern der Toten, auf Stühlen sitzend und mit Trinkgerät in den Händen (Nr. 89. 91. 92. 109), ein altkeltischer Libationsritus nachlebt, läßt sich kaum nachweisen. Im übrigen glaube ich auch nicht, daß man sich dabei die Toten im Jenseits ihren Nektar trinkend vorgestellt hat, die Bilder dürften vielmehr zunächst den rein praktischen Zweck gehabt haben, die Toten kraft uralter Bildmagie zur Teilnahme am Grabgelage zu nötigen und sich damit ihrer Hilfe zu versichern. Recht willkürlich scheint mir schließlich die Annahme des Verf., daß die aus dem häufig dargestellten Handwerkszeug erschlossenen Berufsorganisationen ihre Toten unmittelbar bei ihren Tempeln begraben hätten. Wenn sich die römischen Grabsteine heute besonders häufig in den Dorfkirchen verbaut finden, so ist es nicht ohne weiteres statthaft, daraus zu schließen, daß „*la chapelle chrétienne à pris la place du temple païen*“, d. h. daß die Kirche örtliche Nachfolgerin des heidnischen Kultplatzes geworden sei. Das müßte erst durch einen Grabungsbefund erwiesen werden, und die Vorstellung

von „ces nécropoles très semblables aux cimetières actuels, dont les tombes sont blotties à l'ombre du clocher“ bleibt einstweilen ein poetisches Bild. Die Erbauer unserer mittelalterlichen Kirchen haben überall, wo sie konnten, und gern römische Werkstücke als Baumaterial verwendet und sicher keine Mühe gescheut, sie nötigenfalls auch weiter herzuholen, was immer noch billiger war als neue Steine zu brechen und zuzuhauen. Aber gegenüber allen diesen Bedenken soll gern anerkannt werden, daß in dem Verf. ein lebendiger Geist mit umfassenden Kenntnissen sich bemüht hat, die Denkmäler möglichst allseitig, nicht nur im Hinblick auf ihre künstlerische Form, sondern ebenso als Zeugnisse der Religion, der Wirtschaftsform, der gesellschaftlichen Struktur, des Volkstums und sogar der politischen Ereignisse zu verstehen. In der Tat, diese Denkmäler „méritent d'attirer l'attention de l'historien et de l'archéologue, de tous ceux qui se penchent anxieusement sur ce grand problème de notre histoire nationale qu'est l'énigme gallo-romaine“.

Alle diese Probleme hat Verf. dann 6 Jahre später noch einmal, aber weit ausführlicher und auf breiterer Grundlage behandelt in dem 1951 erschienenen Buche „La tombe gallo-romaine“ mit dem Untertitel „Recherches sur les inscriptions et les monuments funéraires gallo-romains des trois premiers siècles de notre ère“. Es ist also kein systematisches Handbuch, in dem ja schon die Spätzeit mit ihrer Leichenbestattung und Übernahme der christlichen Religion nicht einfach fehlen dürfte, sondern es faßt eine Reihe von Einzeluntersuchungen zusammen, die jetzt über ganz Gallien ausgedehnt sind. Doch verrät die Schauseite einer pyrenäischen Aschenkiste als Umschlagbild immer noch den Ausgangspunkt. Der Widmung an den akademischen Lehrer und Anreger der Arbeit A. Grenier, dem schon 1927 E. Linckenheld sein Buch verwandten Inhalts gewidmet hatte, folgt zunächst ein Vorwort über die Probleme und Methoden ihrer Behandlung, dann eine Einleitung mit kurzem Überblick über Grabsitten der vorrömischen Kelten und Erörterung der chronologischen Hilfsmittel, insbesondere Kleidung, Haartracht und Inschriften. Die Untersuchungen selber sind in drei Abschnitte gegliedert: 1. die gallo-römische Gesellschaft auf Grund der Inschriften, insbesondere Eigennamen, wobei neben dem keltischen dem griechisch-orientalischen Element besondere Beachtung geschenkt ist, 2. Bestattungswesen und Totenkult, 3. gallo-römische Grabmalkunst. Als Anhang folgen noch Listen und Tabellen von ungewöhnlichem Umfang, sie füllen allein fast 70 Seiten, und den Abschluß bilden ein bescheidener Sachindex und die Inhaltsübersicht. Als Abbildungen sind im Text zahlreiche Verbreitungskarten und einige graphische Darstellungen von Ergebnissen der Statistik beigegeben, dazu auf 8 Tafeln eine kleine Auswahl von Proben der Bildkunst.

Auf eine kritische Würdigung dieses Buches im einzelnen darf ich hier verzichten, um mich nicht zu wiederholen oder auf dieselben Punkte einzugehen, die gleichzeitig H. v. Petrikovits in einer ausführlichen Besprechung im *Gnomon* behandelt. Nur etwas Grundsätzliches glaube ich unterstreichen zu müssen: das sind Fragen der Methode in der Untersuchung sowohl wie in der Darstellung ihrer Ergebnisse. Der Verfasser legt ausdrücklich Wert auf „la notion des quantités en utilisant le procès de la statistique“ und scheint dabei ganz zu vergessen, von welchen Zufälligkeiten die archäologische Fundstatistik im allgemeinen abhängig ist, wie leicht sich also eine solche Forschungsgrundlage jeden Tag ändern kann. Man stelle sich nur vor, was wir von der Trierer Grabmalkunst der mittleren Kaiserzeit wüßten, wenn nicht — wirklich zufällig — die Igeler Säule bis heute erhalten geblieben und in die spätrömischen Festungsmauern von Arlon und Neumagen massenhaft Werkstücke älterer Grabmäler verbaut worden wären. Schon die Grabmäler der Pyrenäentäler, die erst der Verfasser selber durch seine Arbeit um das Fünffache vermehrt hat, hätten ihm da zu denken geben sollen. Statistik ist sicher sehr nützlich und u. U. unentbehrlich überall da, wo man sicher sein kann, die

Wirklichkeit, auch eine zeitlich weit zurückliegende Wirklichkeit, einigermaßen vollständig zu erfassen, aber für das hier behandelte Thema ist eine solche Sicherheit nicht entfernt gegeben. Eine Frage der Methode sind auch Begriffsbildung, Anordnung des Stoffes und Ausdrucksweise, die manches zu wünschen übrig lassen. Sie ermangeln nicht selten der Eindeutigkeit und Klarheit, dazu kommt ein verschwenderischer Reichtum an Worten und Wiederholungen, die dem Leser das Verständnis der Darlegungen unnötig erschweren. Das mag zusammenhängen mit einer ungewöhnlichen Stärke des Gefühls, einer romantisch anmutenden Liebe zu vermeintlich keltischem Volkserbe, die immer wieder durchbricht, wie etwa auf S. 241: . . . „l'art celtique semble avoir persisté après la conquête. Tantôt, il a adapté et déformé, suivant son génie propre, les modèles romains. Tantôt, plus rarement, il a fait oeuvre de création. Si maladroit, si barbare qu'il puisse souvent paraître, il a eu cependant l'incontestable mérite de préserver, en face de l'invasion des poncifs et de l'académisme romains, son originalité primitive“. Als Ausländer wird man darin eine Ideologie wirksam sehen, die im übrigen nicht neu ist. Schon bei C. Jullian und E. Linckeheld findet man ähnliche Gedanken — Jullian sah z. B. die Ideale der unité française und liberté commune in der Druidenlehre vorgebildet —, und die Vercingetorix-Denkmäler in Alesia und Clermont-Ferrand (als Gegenstücke zu unserem Hermannsdenkmal auf dem Teutoburger Walde, in dem eine Idee aus Klopstocks Zeiten erst nach fast 100 Jahren verwirklicht wurde) verdanken ihre Errichtung denselben Gefühlen. Es wäre interessant, dieses Bewußtsein keltischer Herkunft und den Stolz darauf — sagen wir analog unserer Germanomanie kurz Keltomanie — historisch weiter zu verfolgen und psychologisch zu analysieren. Wenn Voltaire sagte: „le fond de la nation est de familles gauloises et les traces du caractère des anciens Gaulois ont toujours subsisté“, so tat er das als Vertreter des Bürgerstandes im Gegensatz zum alten Adel, der sich von jeher auf seine fränkisch-germanische Abkunft berief als Rechtstitel, um seine ererbten Freiheiten gegenüber dem autoritären Königtum zu wahren. Und ebenso ist es noch während der großen Revolution und der folgenden Restauration bei den Sieyès, Thierry und Guizot, wo es einmal heißt: „nous avons aussi des ayeux“. Während da also innenpolitische Motive, vielleicht auch eine Art Minderwertigkeitsgefühl maßgebend waren, handelt es sich bei den späteren Historikern und Archäologen wohl mehr um eine Äußerung von romantischem Patriotismus. Ihm steht eine kritische Geschichtsforschung ebenso fern wie etwa den sonderbar phantastischen Blüten deutscher Keltenschwärmerei des späteren 19. Jahrhunderts, die freilich rein theoretisch und ganz unpolitisch war (vgl. K. H. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung [1928] 59).

Bonn.

Franz Oelmann.

Walter Drack, Die römische Wandmalerei der Schweiz. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. Band 8. Hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte. Verlag Birkhäuser, Basel 1950. 139 S., 152 Abb., 44 Taf., 7 Beilagen.

Das Hauptanliegen der vorgelegten Monographie bildet ein ausführlicher und sorgfältiger Katalog der aus der Schweiz bekannt gewordenen Reste römischer Wandmalerei. Zahlreiche Abbildungen verdeutlichen die Beschreibung der oft sehr fragmentarischen Überreste. Damit ist eine anschauliche Grundlage geschaffen zur Beurteilung der Dekoration von Innenräumen öffentlicher und privater Bauten, wie sie bisher in gleicher Übersichtlichkeit keines der Nachbarländer besitzt. Hoffentlich findet dies in nicht zu ferner Zukunft Nachahmung. Der Wunsch, von antiker Malerei wenigstens in einigen Proben auch farbige Wiedergaben zu besitzen, wird sich bei der Trümmerhaftigkeit des Erhaltenen nie leicht verwirklichen lassen. Es muß schon dankbar anerkannt werden,